


## Die Leipziger Subischen.

Erzählung von **Ludwig Salomon.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Schon in den nächsten Tagen machte sich Gabriel an die Ausführung seines Planes; er opferte sein letztes kleines Kapital, kaufte größere Mengen feinen Mehls, Mandeln, edle Gewürze, kurz Alles, was zu dem neuen Backwerk nöthig war, und machte sich an die Arbeit. Da er neben dem Brod und den Semmeln, die er ja doch täglich backen mußte, nur immer eine kleinere Portion von den Lebkuchen herstellen konnte, so wuchs sein Vorrath zwar nur langsam, aber doch stetig, und nach acht Tagen hatte er schon eine ganz stattliche Menge beisammen. Diese brachte er in einem Verschlage unter, der an sein Hinterstübchen stieß.

Darauf vergingen mehrere Wochen, in denen Gabriel auf das Angestrengteste thätig war; tagtäglich stellte er eine große Menge von Pfefferkuchen her, und jeden Abend schichtete er die neue Waare zu der bereits lagernden in seinem Verschlage auf. Wiederholt weidete er sich an dem Anblicke seiner stattlichen Vorräthe, und da die Pfefferkuchen durch das Liegen nur noch zarter und wohlschmeckender wurden, so wuchs seine Hoffnung immer mehr.

Doch fehlte es auch nicht an Befürchtungen und Sorgen, die seine Hoffnungsfreudigkeit bisweilen trübten. Der siebenjährige Krieg war noch im Gange, und man sprach davon, daß die Reichstruppen und Franzosen durch ein Korps von Richelieu's Armee verstärkt worden seien, und daß man eine Bewegung der Armee nach Sachsen zu bemerkt haben wolle. Ja, es verlautete sogar, daß Friedrich II. das Kommando in Schlesien dem Herzog von Bevern übergeben habe und sich ebenfalls wieder auf dem Wege nach Kursachsen befinde. Wie schrecklich, wenn etwa abermals die Gegend von Leipzig den Schauplatz eines feindlichen Zusammenstoßes abgeben sollte! Und wenn man auch nicht gleich an so ernste Katastrophen denken wollte, so konnte es wenigstens zu allerlei Scharmützeln oder zu einem kecken Ueberfall kommen.




**Die Osterhasen.** (S. 99)

Gabriel suchte daher, um sich für alle Fälle zu sichern, seinen Verschlag in dem Hinterstübchen zu verdecken; er klebte eine blaue Tapete darüber und rückte einen Kleiderschrank vor die eine Seite der Bretterwand und an die andere eine alte Standuhr, die er sich kürzlich erworben. Dadurch glaubte er seine Schätze habgierigen Späheraugen so gut als möglich verborgen zu haben.

Unterdessen ging der Oktober zu Ende, und es trat immer mehr hervor, daß sich große Dinge entwickeln würden. Die Franzosen hatten ganz Thüringen besetzt und waren sogar bis Halle, Merseburg und Weißenfels vorgerückt; der König von Preußen stand mit seiner Armee in der weiten Ebene von Mücheln, und hatte seine Vorposten bis über das Dorf Roßbach hinausgeschoben. Die Stadt Leipzig hatte der König durch einige Regimenter gedeckt, die zum Theil in Lindenau, Plagwitz und am Kuhthurm lagen. In der Stadt selbst ging es meist sehr lebhaft zu, Fouragewagen fuhren durch die Straßen, viele Offiziere saßen, in lebhafter Unterhaltung begriffen, in den Kaffeehäusern, und Armeelieferanten handelten und feilschten in den sogenannten Produktenhandlungen, Fleischer- und Bäckerläden wegen Hafer-, Heu-, Fleisch- und Brodlieferungen. Auch bei Gabriel erschienen sie wiederholt, da er jedoch keine größeren Mengen von Brod auf einmal liefern konnte, so wollte kein Vertrag zu Stande kommen.

Endlich schien ihm aber doch das Glück leuchten zu sollen. Zwei Herren traten in seinen Laden, die sich schon durch eine besondere Höflichkeit auszeichneten und sich auch in ihren Fragen als besonders liebenswürdig erwiesen. Sie erkundigten sich, welche Menge Brod er wohl in einem Tage backen könne, welche Preise er stelle, und als sie

einige Scheiben seines Pfefferkuchens auf dem Ladentische gesehen und eine derselben probirt hatten, fragten sie auch, ob vielleicht auch von diesem vorzüglichem Gebäck eine größere Menge bezogen werden könnte. Sie hätten sehr hohe Herrschaften mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versehen, und da wäre ihnen etwas so Außergewöhnliches höchst willkommen.

Gabriel mußte sich zusammennehmen, daß er nicht laut aufjauchzte vor Freude. „O, mit diesem Gebäck," versetzte er, „kann ich hinreichend dienen! Ich besitze davon einen größeren Vorrath." Und eilig geleitete er die Herren in das Hinterstübchen, öffnete den Verschlag und zeigte ihnen die stattliche Menge des sorgfältig aufgeschichteten Gebäcks.

Ein seltsames Lächeln ging über das Gesicht des Einen der Herren, während der Andere bis in den Verschlag hinein trat, um sich genau zu überzeugen, wie viel von dem Gebäck vorhanden sei. Darauf wurden sie mit Gabriel handelseins, was gar keine Schwierigkeiten hatte, da sie sich ohne Weiteres mit dem Preise einverstanden erklärten, den Gabriel verlangte. Ein so ausgezeichneter Pfefferkuchen, bemerkten sie, werde sehr gerne mit einem außerordentlichen Stück Geld bezahlt, da im Felde sonst nicht viel zu haben sei, womit sich die hohen Herren laben könnten.

Wieder lächelte der eine Herr etwas sonderbar, so daß es Gabriel unwillkürlich auffiel. Zu weiteren Gedanken war aber augenblicklich keine Zeit, da sich die Herren sehr freundlich empfahlen und versprachen, demnächst das Gebäck abholen zu lassen.

Gabriel sah ihnen einen Augenblick nach und ging dann in das Hinterstübchen zurück, wo noch die Thür zu dem Verschlage offen stand. Als er dies sah, befiel ihn plötzlich eine eigenthümliche Beklommenheit, es war ihm, als hätte er ein Geheimniß verrathen, als hätte er sich selbst eine Schlinge um den Hals gelegt. Und dann mußte er wieder den Kopf schütteln. Wie kam er nur zu solcher Besorgniß? Sahen denn die beiden Herren, die eben bei ihm gewesen waren, mißtrauenerweckend aus, etwa wie französische Kundschafter oder Spione? Nein, er war denn doch wohl gar zu ängstlich; freuen sollte er sich, daß er ein so glänzendes Geschäft gemacht hatte.

In der nächsten Nacht schlief er sehr unruhig, immer träumte er von den beiden Männern, von denen der Eine beständig so seltsam lächelte, und dann wachte er wieder einmal erschrocken auf und horchte, ob man ihm nicht den Verschlag geöffnet und all' seine Pfefferkuchen gestohlen habe. Auch in den nächsten Tagen fühlte er sich noch immer sehr beunruhigt, und zwar um so mehr, als sich die beiden Fremden nicht wieder blicken ließen; sie hatten doch angedeutet, daß sie schon sehr bald zurückkehren wollten. Irgend etwas, das nicht so ganz war, wie es sein sollte, mußte doch an der Sache sein.

Mitterweile wurde es immer lebendiger in der Gegend von Merseburg und Weißenfels; täglich trafen Nachrichten in Leipzig ein, daß es da und dort an der Saale Scharmützel gegeben, bei denen einmal die Preußen, ein andermal die Franzosen zurückgewichen seien. Die preußischen Offiziere, die bisher noch in Leipzig zu sehen gewesen, waren jetzt sämmtlich draußen bei der Armee, Alles schien für einen großen Hauptschlag auf beiden Seiten vollständig fertig und in Bereitschaft zu sein. In banger Erwartung sah man daher in Leipzig den Ereignissen der nächsten Tage entgegen. Während man aber in den Schänkstuben, den Kaffeehäusern und überall, wo man sich traf, noch hin und her erwog, nach welcher Seite sich das Kriegsglück wenden werde, sollte man plötzlich und ganz unerwartet selbst mitten in das Kriegsgetümmel hineingezogen werden.

Es war gerade eine Woche vergangen, seit die beiden fremden Herren im Laden Gabriel's gewesen waren. Eben hatte es neun Uhr geschlagen, der Bürgermeister ging gerade nach dem Rathhause hinüber, als drüben am Grimmaischen Thore ein Lärm entstand; das Geschrei und Getöse nahm schnell zu, und auf einmal krachten einige Schüsse rasch nacheinander, und eine große Menschenmenge, die sich dort angesammelt hatte, kam die Grimmaische Straße daher, nach dem Markte zu. Es war ein unbeschreibliches Durcheinander von Männern, Frauen und Kindern, die Alle jammerten und schrien und so schnell wie möglich davon zu eilen suchten.

Als Gabriel erschrocken aus seinem Laden heraustrat, gewahrte er, daß uniformirte Reiter zum Grimmaischen Thore hereindrangen und mit geschwungenem Säbel vorwärts stürmten. Wer sich ihnen entgegenstellte, wurde niedergehauen oder niedergeritten. An den Uniformen erkannte er, daß die Reiter Franzosen waren — es unterlag also keinem Zweifel, daß eine Abtheilung französischer Kavallerie sich im Nebel des Novembermorgens bis an das Thor herangewagt und nun die Stadt überrumpelt hatte.

Es zeigte sich auch, daß der Ueberfall ein sehr wohl überlegter war, denn im Nu waren alle Hauptstraßen und alle Hauptgebäude besetzt, und starke Patrouillen ritten ununterbrochen auf und ab, so daß keine Ansammlung von Menschen stattfinden konnte. Alsbald erschien auch ein größerer Trupp von Offizieren, der sich nach dem Rathhause begab und dort dem entsetzten Bürgermeister erklärte, daß sich die französische Armee augenblicklich in Bezug auf Fourage in Verlegenheit befinde und daher Alles, was sie an Nahrungsmitteln und Futter für die Pferde finde, mit sich nehmen werde. Da Leipzig immer zum König von Preußen gehalten habe, so sei man französischerseits nicht verpflichtet, irgend welche Nachsicht zu üben.

Das war kurz und bündig, und so kurzer Hand wurde denn auch vorgegangen. Eine Gegenwehr von Seiten Leipzigs konnte nicht gewagt werden.

Noch während sich die Offiziere im Rathhause befanden, erschienen auch schon lange Reihen französischer Fouragewagen in den Straßen und hielten zur allgemeinen Ueberraschung überall da, wo die betreffenden Vorräthe zu finden waren. Es unterlag keinem Zweifel, die Franzosen hatten vorher genau ermittelt, wo das, was sie brauchten, zu finden sei.

Und so fuhr denn auch vor den Laden Gabriel's ein solcher französischer Fouragewagen, sechs bis sieben Soldaten sprangen heraus, stürmten durch den Laden sofort in's Hinterzimmer und rissen dort die Thür des Verschlages auf. Als sie dann die sorgfältig aufgeschichteten Pfefferkuchen erblickten, lachten sie laut und begannen darauf eiligst das Gebäck in den Wagen zu befördern. Händeringend sah Gabriel diesem Raube zu; es war ihm, als stürzte all' sein Glück zusammen — nun war er ein armer mittelloser Mann, wie konnte er jetzt daran denken, jemals die Hand der geliebten Susette zu erringen!

In nicht viel mehr denn einer Viertelstunde war sein ganzer schöner Vorrath ausgeräumt, die Soldaten sagten ihm höhnisch Lebewohl, und einer derselben rief ihm noch in gebrochenem Deutsch zu, daß dem Prinzen von Soubise die Kuchen gewiß vortrefflich schmecken würden, denn er sei ein großer Freund von Süßigkeiten.

Gabriel hätte den nichtswürdigen Burschen mit seiner Faust niederschmettern mögen, aber er bezwang sich und sah nur thränenden Auges dem Wagen nach, als er davon fuhr. Dann ging er in sein Hinterstübchen, setzte sich in die Ecke neben den Tisch und weinte bitterlich. Trostlos und dunkel lag die Zukunft vor ihm, und dazu mußte er sich noch sagen, daß er sein Unglück nicht zum geringsten Theile selbst verschuldet habe. Die beiden Männer, welche vor acht Tagen sich bei ihm gezeigt hatten, waren offenbar Kundschafter gewesen, und wenn er mehr Scharfblick entwickelt hätte, würde er ihnen nicht so vertrauensselig entgegengekommen sein.

Aber was halfen alle Vorwürfe, die er sich nun machte, sie brachten ihm das Verlorene nicht zurück, sie machten ihn nur noch unglücklicher! —

Er nahm sich also vor, sich wieder aufzuraffen und sich in die Lage zu finden, so gut es ging. Vorerst brachte er seinen Laden wieder in Ordnung und fegte den Schmutz hinaus, den die Soldaten ihm hereingebracht hatten. Als er dabei einen Blick auf die Straße warf, hatte sie, zu seiner Verwunderung, fast ganz wieder ihr gewöhnliches Aussehen. Wie die Habichte waren die Franzosen hereingebrochen und ebenso schnell wieder davon gejagt, wußten sie doch sehr wohl, daß es einen schlimmen Strauß setzen würde, wenn sie so lange blieben, bis die Preußen herbeigerufen werden könnten.

Die weitere Geschäftsarbeit wollte ihm aber durchaus nicht von der Hand; er fühlte sich wie gelähmt; er kam sich wie ein gebrochener Mann vor, der kein Glück und keine Zukunft mehr hat. Er ging wie im Traum umher und mußte sich manchmal besinnen, ob es denn eigentlich Tag oder Nacht war. So vergingen einige Tage, und wieder saß er auf dem Stuhle neben dem Tisch im Hinterstübchen und starrte vor sich hin. Da hörte er ein Rufen und Rennen, es wurde sehr lebhaft auf der Straße, es jauchzte Einer laut — was war denn wieder los? Er stand auf und trat vor die Thür. Da kam eben sein Nachbar, der Schneider, gelaufen.

„Nun, Meister!" rief er, „Ihr wißt es wohl noch nicht, man sieht's Euch am Gesicht an — der große König hat die Franzosen geschlagen, gestern am späten Nachmittag. Bei Merseburg — bei Roßbach sagen sie!"

Gabriel zuckte zusammen. „Großer Gott!" stammelte er. „Welch' ein Glück!"

„Das will ich meinen!" fuhr der Schneider fort. „Ganz Leipzig ist außer sich vor Freude. In wilder Flucht befinden sich die Franzosen. Die ganze Bagage ist den Preußen in die Hände gefallen. Ich habe die Stafette gesprochen, die der König an den Magistrat schickte."

Er lief weiter, er wollte gewiß noch verschiedenen Gevattern und Basen die Siegesnachricht bringen. In Gabriel's Antlitz aber blitzte es auf.

„Die ganze Bagage erbeutet," sagte er zu sich selbst. „Vielleicht kann ich da meine Kuchen wieder erhalten. So schnell wird der Prinz von Soubise ja nicht über sie hergefallen sein, wie er sie hat stehlen lassen."

Sofort war sein Entschluß gefaßt. Schnell zog er sich reisefertig an, dann eilte er zu einem Bekannten, der ein Pferd besaß, entlieh es ohne viel Umstände, und in der nächsten Stunde befand er sich schon auf dem Wege nach Markranstädt, von wo es dann weiter über Lützen auf das Schlachtfeld von Roßbach zu ging.

Als er beim Hauptquartier des Königs anlangte, wagte er es, gleich den ersten Offizier, dem er begegnete, anzureden, ihm kurz seine Sache vorzutragen und ihn zu fragen, wie er wohl den König mit der Bitte, den Wagen mit dem Gebäck, falls er sich noch vorfinde, ihm wieder zurückzugeben, angehen könne.

Der Offizier lachte. „Was denkt Er wohl," rief er, „wird sich Seine Majestät mit solchen Lappalien abgeben, und noch dazu an einem Tage nach einer Schlacht, wo er alle Hände voll zu thun hat!"

Ein zweiter Offizier, an den sich Gabriel wendete, hörte ihn gar nicht an, ein Dritter sagte ihm, er solle machen, daß er fort käme,

sonst würde man ihn mit der flachen Klinge davonjagen.

Das sah sehr schlimm aus, und Gabriel wagte nun gar nicht, noch einen Vierten zu fragen. Aengstlich hielt er mit seinem Pferde hinter einem Strauch, rathlos, was er beginnen sollte.

Da hörte er plötzlich Hufschlag, er blickte zur Seite, eine größere Schaar von Reitern kam daher. Es mußten hohe Herren sein, denn allerwärts erhoben sich die Soldaten und grüßten. Die Reiter kamen näher — Gabriel jubelte auf, er erkannte das glänzende Auge des Königs. „Jetzt noch der letzte und wichtigste Versuch!" sagte er zu sich und faßte allen Muth zusammen.

Der König kam näher. Gabriel ritt einige Schritte vor und nahm den Hut ab.

„Majestät!" rief er, „hören Sie die Bitte eines schwer Geschädigten!"

Der König blickte verwundert zu ihm hinüber und hielt sein Pferd an. „Was will Er?" fragte er laut.

Gabriel legte seine Angelegenheit in kurzen Worten dar, und der König hörte ihm aufmerksam zu. Es setzte ihn offenbar in Erstaunen, daß ein einfacher Bürger sich bis auf das Schlachtfeld zu ihm wagte, aber es gefiel ihm auch.

„So, so!" sagte er, als Gabriel geendet. „Es ist natürlich, daß ich das, was die Franzosen gestohlen haben, nicht behalte. Fahr' Er sich also Seine Kuchen, wenn Er sie findet, wieder nach Leipzig zurück; den französischen Fouragewagen schenk' ich Ihm." Er winkte einem Grenadier heran, der in einiger Entfernung stand, und beauftragte ihn, den Mann zu dem Gepäck der Franzosen zu führen und ihm beim Ausfindigmachen des betreffenden Fouragewagens behilflich zu sein. Dann sprengte er, ohne die Dankesworte Gabriel's abzuwarten, mit seinem Gefolge eiligst davon.

Gabriel hätte den Grenadier umarmen mögen, der, seinen Schnauzbart drehend, sagte: „Alle Tage ist er nicht so gnädig, aber nach einer so prachtvoll gewonnenen Schlacht, da muß er ja in guter Laune sein."

Und nun ging es an ein Durchsuchen der massenhaften französischen Bagage. Bei über hundert Wagen wurden vergeblich nachgesehen, endlich aber wurde die Mühe dennoch mit Erfolg gekrönt, der betreffende Wagen gefunden, und es stellte sich auch heraus, daß er noch vollständig unangetastet war.

Ueberglücklich schenkte Gabriel dem Grenadier einen ganzen Thaler, spannte sein Pferd vor den Wagen und fuhr zunächst nach Lützen, wo er übernachtete, am anderen Tage kehrte er wohlbehalten nach Leipzig zurück.

Natürlich machte sein kecker Ritt auf das Schlachtfeld von Roßbach, seine Begegnung mit dem Könige und die Zurückführung seiner Pfefferkuchen in Leipzig das größte Aufsehen. Sein Laden ward tagelang nicht leer von Neugierigen, denen er sein Abenteuer immer und immer wieder erzählen mußte. Und dabei kaufte ein Jeder von den Pfefferkuchen, die eigentlich der Prinz von Soubise hatte verspeisen wollen. Bald war der ganze Vorrath in klingende Münze umgesetzt, und Gabriel stellte eiligst zwei Gesellen ein, die nach seinem Rezepte Kuchen backen mußten. Da nun das Gebäck auch Allen, die es einmal probirt, vorzüglich mundete, so kamen der Käufer immer mehr, und Gabriel mußte noch weitere Gesellen annehmen, um der Nachfrage zu genügen. Für die Weihnachtszeit ließ er dann, um die Pfefferkuchen auch zu hübschen Geschenken geeignet zu machen, dieselben in buntes Papier einschlagen und jedes Päckchen außerdem mit einem Bildchen versehen, auf dem der Prinz von Soubise dargestellt war, wie er eiligst von dem Schlachtfelde von Roßbach davon sprengt.

Durch dieses Bildchen erhöhte sich noch die Popularität der neuen Pfefferkuchen; allerwärts, wo man sich über den Sieg bei Roßbach freute, verlangte man nach den Pfefferkuchen mit dem fliehenden Prinzen von Soubise und nannte das Gebäck einfach Soubise-Kuchen und später kurzweg Subischen. Gabriel konnte anfangs gar nicht genug liefern, er mußte Backstuben und Laden vergrößern und hatte auch dann noch zu Zeiten, besonders während der Messen, alle Mühe, der Nachfrage zu genügen.

Bei dem umfangreichen Geschäftsbetriebe besaß er aber eine ausgezeichnete Stütze in seiner vortrefflichen Susette, die er sich natürlich sehr bald von dem Vater Breitenbach zur Frau ausbat, und die der Alte ihm auch mit großer Freude in das so mächtig aufblühende Geschäft gab.

Mit der Zeit ward Gabriel Bergfried einer der angesehensten Geschäftsleute Leipzigs; seine Pfefferkuchenbäckerei blühte auch unter seinem Sohne und seinem Enkel noch. Er selbst aber blieb der schlichte Mann, der er früher gewesen, auch später, als er reich und hoch angesehen war.

Nur einen Luxus erlaubte er sich. Von einem berühmten Maler ließ er sich ein großes Oelbild malen, welches Friedrich den Großen darstellte, wie er über das Schlachtfeld von Roßbach dahinreitet. Der Maler mußte den König genau so malen, wie ihn Gabriel an jenem Morgen des 6. November 1757 gesehen hatte. Mit diesem Bilde glaubte Gabriel am besten seiner Dankbarkeit gegen Friedrich den Großen Ausdruck zu geben.

Gern zeigte er es jedem Gaste des Hauses, und dann pflegte er stets zu sagen: „Ja, ja, nicht blos das Glück des großen Friedrich, auch das meine begann mit der Schlacht bei Roßbach."

Ende.

## Die Osterhasen.

(Mit Bild auf Seite 97.)

Die Ostereier legt nach dem Glauben unserer Kleinen nicht die Henne, sondern der Osterhase Schon Wochen vorher sind die Schaufenster der Konditoreien und Feinbäckereien mit Osterhasen und Eiern in allen Größen und Farben geziert. Und draußen stehen die Kinder und schauen mit großen Augen all' die Herrlichkeiten an. Sehen und Begehren ist bei Kindern dasselbe. Aber es ist noch zu früh; ihre Ostereier sind noch nicht gelegt, sagt die Mutter. Immer höher steigt inzwischen ihre Erwartung, und die rege kindliche Phantasie malt es sich so hübsch aus, wie jetzt die Hasen draußen im Feld emsig bei der Arbeit sind mit Pinsel und Farbtöpfchen und Rauschgold, und im Traum schauen sie wohl eine Scene, wie sie das hübsche Bildchen auf S. 97 darstellt.

## Ein Duell zu Pferde.

(Mit Bild auf Seite 100.)

Die Cowboys oder berittenen Rinderhirten in den Prairien des „wilden Westens" von Nordamerika pflegen persönliche Zwistigkeiten durch einen Zweikampf mit Büchse, Messer oder Revolver zu „schlichten". Besonders beliebt bei diesen wilden Gesellen, die fast ihr ganzes Leben im Sattel verbringen, ist das Duell zu Pferde (siehe das Bild auf S. 100). Es genügt die Herausforderung, Sekundanten sind unnöthig, ist ein Unparteiischer da, um so besser. Man stellt sich in einer Entfernung voneinander auf, sprengt auf ein gegebenes Zeichen aufeinander los und feuert, während die Pferde in vollem Jagen über die Prairie dahin fliegen, so lange aufeinander, bis Einer fällt.

## Paß Lueg bei Golling.

(Mit Bild auf Seite 101.)

Die von Salzburg bis nach Wörgl im Innthale führende Giselabahn zieht in mächtigem Bogen mitten durch's Hochgebirg und erschließt eine Anzahl von Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Dazu gehört der berühmte Schwarzbachfall bei Golling, von wo sich ein herrlicher Blick auf die Abhänge des Hagen- und Tännengebirges erschließt, zwischen denen sich eine enge Felskluft, der Paß Lueg, öffnet. Dort sollte Jeder, der Sinn für Naturschönheit hat, den Zug verlassen und auf der breiten Poststraße durchgehen oder durchfahren. Man besucht zunächst die „Oefen" der Salzach — kesselförmige Vertiefungen in den Wänden der Klamm, 300 Meter über dem jetzigen Stand des Flusses, die das strömende Wasser einst in geduldiger Arbeit auswusch, als es noch dort oben floß. Kaum fünf Minuten südwärts liegt an der engsten, kaum 13 Meter breiten Stelle der Kluft der Paß Lueg (siehe unser Bild auf S. 101, nach einem Gemälde von Ferd. Feldhütter). Er bildet ein erhabenes Thor, das aus den Vor- in die Hochalpen führt. 1805 und 1809 wurde der Paß von Salzburger Schützen tapfer vertheidigt und seit 1836 sind seine Befestigungen wesentlich verstärkt worden.

## Ein verhängnißvoller Auftrag.

Erzählung aus der Zeit des Krimkrieges.

Von **A. Berthold.**

1. (Nachdr. verboten.)

Im Jahre 1853 stand der Zar Nikolaus I. auf der Höhe seiner Macht. Man konnte es dem stolzen Monarchen kaum verdenken, wenn er sich für den Herrscher Europas hielt. Frankreich hatte mit sich selbst zu thun und buhlte um seine Gunst; Oesterreich war ihm für den Eingriff Rußlands in die ungarische Revolution zu Danke verpflichtet; Preußen verfolgte eine Politik, welche es zum Vasallen Rußlands machte; die Türkei endlich befand sich in schweren Nöthen, und Zar Nikolaus ging ernstlich mit dem Gedanken um, das Testament Peter's des Großen auszuführen und in Konstantinopel das griechische Kreuz aufzupflanzen.

Jedenfalls waren es stolze Gefühle, mit denen der mächtige Monarch sich anschickte, am Ostermorgen des Jahres 1853 sich nach dem Weißen Saale des Petersburger Winterpalastes zu begeben, um dort die Huldigungen der ersten Würdenträger Rußlands und ihrer Familien entgegenzunehmen. Der Zar, eine riesenhafte, imponirende Erscheinung, war zwar leicht zum Jähzorn geneigt, herrschsüchtig und despotisch, dabei aber ein liebenswürdiger, rücksichtsvoller Familienvater, Freund und Gesellschafter, ja er wurde von seiner Umgebung geradezu angebetet.

In dem Weißen Saale des Winterpalastes, der nach dem großen Brande von 1837 mit unerhörtem Pomp und Luxus wieder aufgebaut und eingerichtet war, drängten sich die Fürsten, die Generale, die Minister und Metropoliten und harrten des Augenblickes, in dem der Zar eintreten würde, um nach russischer Sitte jedem der Anwesenden den Osterkuß zu geben mit den Worten: „Christ ist auferstanden!"

In der Uniform der russischen Gardekürassiere, den Helm gekrönt mit dem Doppeladler, schritt Nikolaus von seinem Arbeitszimmer durch die Flucht der Gemächer nach dem Weißen Saale. Bevor er aber denselben noch erreicht hatte, stürzte plötzlich hinter einer Portière hervor ein Offizier ihm zu Füßen und versperrte ihm den Weg.

„Gnade, Majestät, Gnade!" flehte der Offizier, ein Hauptmann der Gardeinfanterie.

„Wer bist Du?" fragte Nikolaus.

„Graf Apraxin."

„Und was willst Du?"

„Gnade, Majestät," sagte der Hauptmann, „geben Sie mir die Erlaubniß, mich zu duelliren."

„Steh auf, Wahnsinniger!" versetzte der Zar. „Weißt Du nicht, daß ich auf das Strengste das Duell verboten habe? Weißt Du nicht, daß das Duell ein verbrecherischer Wahnsinn ist?"

„Ich weiß es," entgegnete Graf Apraxin, „ich weiß es, Majestät. Aber ich bin beschimpft, entehrt, unmöglich unter meinen Kameraden in

der Armee. Ich kann nicht weiter leben, wenn mir nicht Genugthuung wird."

„Was ist geschehen?" fragte der Zar theilnahmsvoll. „Sprich, aber sage mir die Wahrheit."

„Sire," fuhr Graf Apraxin fort, „ich bin seit kurzer Zeit verheirathet mit einer Tochter des Fürsten Bestuschew. Mit mir zugleich bewarb sich um die Hand meiner Gattin der Hauptmann von der Garde Jakubowitsch, ein Neffe Seiner Durchlaucht des Fürsten Mentschikow, des Botschafters in Konstantinopel. Ich erhielt den Vorzug und wurde vor einigen Monaten mit meiner gegenwärtigen Gattin getraut. Seit dieser Zeit ist mir der Hauptmann Jakubowitsch feindselig gesinnt, und gestern im Adeligen Kasino trat er auf mich zu und beschimpfte meine Frau öffentlich in empörendster Weise. Als ich ihn zur Rede stellte, wiederholte er seine Beleidigungen und schlug mich in das Gesicht. — Majestät, meine Gattin ist beschimpft, ich bin entehrt; es gibt kein Mittel, um die Ehre meiner Gattin und die meine wieder herzustellen, als daß ich mit der Waffe in der Hand von dem Hauptmann Jakubowitsch Genugthuung fordere."

„Er hat Deine Frau beschimpft," sagte der Zar, „und Dich geschlagen, wohin?"

„In das Gesicht."

„Wo ist Deine Frau?"

„Sie ist zu Hause."

„Hole sie!" befahl der Zar. „Bringe sie sofort hierher nach dem Weißen Saale; ich werde ihr und Dir Genugthuung geben. Aber Du wirst Dich nicht schlagen — ich verbiete es Dir — ich, der Zar! Hast Du mich verstanden?"

„Zu Befehl!" sagte Graf Apraxin, trotzdem er nicht verstand, was der Zar wollte.

„Nun eile und bringe Deine Frau hierher!"

Graf Apraxin verschwand und der Kaiser setzte seinen Weg nach dem Weißen Saal fort. Lauter Zuruf der versammelten Würdenträger empfing ihn. Er eilte auf den höchsten Geistlichen, den Metropoliten, zu, umarmte und küßte ihn und sagte sein: „Christus ist auferstanden!" während der Metropolit den Kuß erwiederte und dann antwortete: „Er ist in Wahrheit auferstanden."

Alle Anwesenden zeichnete der Kaiser in gleicher Weise aus, ließ es sich insbesondere




**Ein Duell zu Pferde.** (S. 99)

nicht nehmen, jede der glückwünschenden Damen auf die Stirne zu küssen. Dann wurden Erfrischungen herumgereicht, man unterhielt sich ungezwungen, und eine halbe Stunde war wohl verflossen, als die Thür sich öffnete und Hauptmann Graf Apraxin mit seiner bleichen und zitternden Gattin eintrat. Dicht hinter ihm erschien der ebenfalls befohlene Hauptmann Jakubowitsch, der Neffe des Fürsten Mentschikow, des ehemaligen Großadmirals der russischen Flotte, langjährigen Gouverneurs und Statthalters und jetzigen Botschafters in Konstantinopel.

Das scharfe Auge des Kaisers hatte die Eintretenden sofort bemerkt. Er ging der Gräfin Apraxin entgegen und führte sie in die Mitte der Hofgesellschaft.

„Diese Frau," sagte er, „ist von einem Elenden ohne alle Veranlassung beschimpft worden. Ich, ihr Kaiser, erkläre diese Beschimpfung für eine nichtswürdige und ungerechtfertigte. Ich, Dein Kaiser," sagte Nikolaus, sich zu der Gräfin wendend, „biete Dir den Ostergruß."

Dann küßte er die Gräfin auf die Stirn und sprach sein: „Christus ist auferstanden!"

Die Gräfin küßte dem Zaren die Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Er ist in Wahrheit auferstanden!"

„Und Dich, Graf Apraxin, Hauptmann in der Garde," sagte der Zar, „hat ein Nichtswürdiger beleidigt und in das Gesicht geschlagen. Auf diese Wange bist Du geschlagen worden, ich, der Zar, küsse Dich auf diese Wange und lösche damit die Schande aus, die Dir angethan worden ist."

Der Zar küßte die Wange des Grafen und blickte sich dann stolz um. „Und Du, Hauptmann Jakubowitsch," fuhr er fort, „der Du diese edle Frau beleidigt und ihren Gatten geschlagen hast, bist schimpflich entlassen und gehst als Gemeiner nach Sibirien."

Während Jakubowitsch verschwand, verbeugte sich der Zar vor der Hofgesellschaft und verließ nach diesem etwas theatralischen Vorgang, der aber durchaus seinem Charakter und seiner impulsiven Art, zu strafen und auszuzeichnen, entsprach, den Weißen Saal.

Graf und Gräfin Apraxin wurden umdrängt, denn sie waren durch die Auszeichnungen des Kaisers höchst wichtige Persönlichkeiten geworden. Man erfuhr erst jetzt, was vorgefallen war, und die Höflinge waren voll des Lobes über die großartige Genugthuung, die der Zar den Beleidigten gegeben hatte.

— — — — — — — — — —

Der Vorwand, unter dem Zar Nikolaus den Krieg mit der Türkei begann, war die



**Paß Lueg bei Golling.** Nach einem Gemälde von Ferd. Feldhütter. (S. 99)

Anerkennung des Rechtes der griechischen Kirche auf die heiligen Stätten in Jerusalem. Mentschikow, der Botschafter in Konstantinopel, hatte den Auftrag, diese Forderung in möglichst schroffer Weise zu stellen. Als sie, wie zu erwarten war, abgelehnt wurde, rückten am 2. Juli 1853 zwanzigtausend Mann Russen unter Mentschikow in die Donaufürstenthümer ein. Die Franzosen und Engländer aber eilten, auf das Betreiben Napoleon's III., dem Sultan zu Hilfe und landeten ihre Truppen in der Krim.

Am 20. September 1854 kam es an dem Flusse Alma zur Schlacht zwischen den Verbündeten und den Russen. Der rechte Flügel der Russen wurde von den Franzosen und Türken umgangen und mußte sich zurückziehen. Bald darauf befand sich das russische Heer unter Mentschikow in voller Flucht, nachdem es über fünftausend Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte.

Diese Niederlage der Russen öffnete den Verbündeten den Weg nach Sebastopol. Die Russen sahen sich gezwungen, noch in derselben Nacht ihre gesammte Flotte im Hafen von Sebastopol zu versenken, um diesen zu sperren; und im Lager der Verbündeten glaubte man, daß es möglich sein würde, Sebastopol durch Ueberrumpelung zu nehmen. Indeß war der Sieg doch nicht so leicht auszunützen. Mentschikow gelang es, Balaklawa an der Südseite von Sebastopol zu besetzen und von hier aus in Verbindung mit der Festung zu bleiben. Es konnte aber nicht verhindert werden, daß sofort die Einschließung Sebastopols begann, welche elf Monate dauerte und die ganze civilisirte Welt in Spannung und Aufregung erhielt.

In dem Kriegsrath, der am Tage nach der Schlacht an der Alma gehalten wurde, erinnerte man Mentschikow daran, daß der Kaiser von der Niederlage Nachricht erhalten müsse. Es gab damals keine anderen Berichte, als die durch Kuriere übermittelten. Mentschikow aber zitterte bei dem Gedanken, dem Kaiser die Nachricht von der Niederlage und deren unangenehmen Folgen zu übersenden. Man hatte bisher stets übertrieben günstige Berichte abgehen lassen und den Zaren in dem Glauben erhalten, daß die Verhältnisse in der Krim glänzend für ihn ständen. Jetzt galt es, ihn aufzuklären, und bei seinem Jähzorn hatte der Unglückliche, der die Nachricht überbrachte, das Schlimmste zu befürchten.

Während es eine hohe Auszeichnung war, dem Zaren als Kurier eine Siegesnachricht überbringen zu dürfen, da eine solche Persönlichkeit glänzend belohnt wurde, konnte man den Auftrag, den der Kurier diesmal erhielt, für eine schwere Strafe halten.

Fürst Mentschikow hatte jedoch schon seinen Boten zur Hand, er hatte die Degradation und Verbannung seines Neffen Jakubowitsch nicht vergessen.

Der wegen seiner Tapferkeit zum Major beförderte Graf Apraxin wurde zum Oberbefehlshaber gerufen, und dieser ertheilte ihm den Auftrag, sich sofort als Kurier nach Petersburg zu begeben und dem Zaren die Unglücksnachricht, sowie Aufklärung über die allgemeine Lage zu überbringen.

„Dieser Auftrag," sagte Mentschikow höhnisch zu Apraxin, „ist etwas schwierig, und Sie werden, Herr Major, es diplomatisch anfangen müssen, um Seine Majestät nicht zu erzürnen."

„Kann ich die Depeschen erhalten?" fragte Apraxin ruhig, obwohl ihm das Herz in der Brust zitterte.

„Wozu Depeschen?" sagte Fürst Mentschikow. „Berichten Sie Seiner Majestät persönlich. Der Kaiser liebt nicht die geschriebenen Nachrichten; sonst könnte ich solche durch jeden Unteroffizier senden. Der Kaiser wünscht Aufklärung und Berichte von einem Augenzeugen. Sie haben die Schlacht mitgemacht, Sie kennen hier die Verhältnisse, es wird Ihre Sache sein, Seiner Majestät auf alle Fragen Auskunft zu geben. Reisen Sie sofort ab!"

Apraxin machte Kehrt und eilte hinaus. Die Offiziere, die den Oberbefehlshaber umgaben, athmeten auf; eine große Gefahr war an ihnen vorübergegangen, denn wenn Apraxin die Mission nicht erhielt, hätte sie einen von ihnen treffen können, und der Auftrag war schlimmer fast als der Tod.

Vor der Thür harrte die mit drei Pferden bespannte Kibitke, d. h. ein federloser Wagen mit einem hölzernen Kutschkasten, in dem man auf einer Matratze lang ausgestreckt liegen kann, um die furchtbaren Stöße des Wagens besser zu ertragen.

Mit dem Nothdürftigsten für die Reise versehen, vor Allem mit dem Kurierpaß, der dem Inhaber auf allen Stationen sofort frische Pferde verschaffte, begann Apraxin seine Reise, welche fast eine Woche dauern sollte.

2.

Kaiser Nikolaus war in seiner Lebensführung und in seinem Aeußeren von einer außerordentlichen Einfachheit. Sein Arbeitszimmer enthielt nur die einfachsten Möbel und sah fast leer aus. Der Kaiser schlief in einem eisernen Feldbett und deckte sich nur mit einer wollenen Decke zu. Seine Mäntel und Uniformröcke waren oft abgetragen und zeichneten sich nur durch eine peinliche Sauberkeit aus, die bekanntlich zu den Haupttugenden des Soldaten zählt. Umgab sich Nikolaus auch bei feierlichen Gelegenheiten mit dem ganzen Glanz der Krone und dem Prunk, den eine russische Hofhaltung mit sich bringt, so war er dafür, sobald es sich nur um seine Person handelte, so einfach als möglich.

Seit einigen Tagen war der Zar ungeduldig. Er wartete auf Nachrichten vom Heere, und wenn er auch nicht an einem Siege zweifelte, den seine Truppen über die soeben gelandeten Verbündeten davontragen mußten, wurde er doch sehr unmuthig, als die Siegesnachricht, auf die er so zuversichtlich hoffte, immer noch nicht ankommen wollte.

Die Kuriere, die vom Kriegsschauplatz kamen, waren laut Befehl des Zaren von jeder lästigen Form befreit. Sie hatten an einem Seitenportal des Palastes vorzufahren, sich über eine Hintertreppe unverzüglich zu dem diensthuenden Adjutanten zu begeben und von diesem sich beim Kaiser melden zu lassen. Nicht einmal säubern durfte sich der Kurier von dem Schmutz, der unvermeidlicherweise durch die lange Reise in einem stoßenden Wagen über staubige oder kothige Straßen ihm anhaftete. Selbst bei Nacht mußte der Kaiser geweckt werden, und der Offizier trat dann unverzüglich an sein Bett, um die Nachrichten zu überbringen.

Es war in der Mittagsstunde, als Graf Apraxin der Kibitke entstieg, die ihn bis vor den Winterpalast gebracht hatte. Er hatte einen Augenblick daran gedacht, seine Gattin aufzusuchen, bevor er sich beim Kaiser meldete; aber abgesehen davon, daß sich dies mit den Dienstvorschriften nicht vertrug, wußte er, daß sie sich sehr ängstigen würde, wenn sie erfuhr, welch' schlimmen Auftrag er auszuführen hatte.

Er stieg die Treppe hinauf bis zum Zimmer des Adjutanten und meldete diesem: „Ein Kurier vom Kriegsschauplatz!"

„Gott sei gedankt," sagte der Adjutant, „daß Sie da sind! Der Kaiser ist außer sich, weil ihm alle Nachrichten fehlen. Was bringen Sie?"

„Eine Unglücksnachricht!" sagte leise Apraxin.

Der Adjutant erbleichte und starrte den Kurier an. Er faßte sich aber und trat in das Zimmer des Kaisers.

„Majestät," meldete er, „ein Kurier vom Kriegsschauplatz!"

„Laß ihn eintreten," sagte der Kaiser. „Schnell! Wo ist er?"

Graf Apraxin trat in das Arbeitszimmer; die kolossale Gestalt des Kaisers kam hastig auf ihn zu.

„Mach rasch," sagte er. „Was bringst Du für Nachrichten? Wo kommst Du her?"

„Ich komme von der Alma, im Auftrage des Fürsten Mentschikow."

„Gut, was hast Du mir zu sagen?"

„Es ist eine Schlacht geliefert worden, Majestät."

„Wann und wo?"

„Am 20. September haben die Türken, Franzosen und Engländer uns am Almaflusse angegriffen. Sie hatten die bedeutende Uebermacht —"

„Nun," sagte der Kaiser, „was zögerst Du? Was schadet es, daß sie die Uebermacht hatten? Wie endete die Schlacht?"

„Wir wurden geschlagen," sagte Apraxin tonlos, „mußten dem Feinde den Marsch auf Sebastopol freigeben und die Flotte im Hafen versenken."

Wie vom Blitze getroffen, stand der Kaiser da. Er griff nach einem Stuhl und hielt sich an diesem fest. Dann ging er mit rothem Gesicht und zornfunkelnden Augen auf den unglücklichen Kurier los und schrie ihm zu: „Du lügst, Schurke! Du lügst! Meine Truppen fliehen nicht, niemals!"

Mit hoch erhobener Faust stand der seiner Sinne kaum mächtige Zar vor dem unglücklichen Major.

„Ich habe die Wahrheit gesagt, Majestät," sagte Apraxin tonlos. „Wir haben uns auf Balaklawa zurückziehen müssen; vielleicht wird es gelingen, die Südseite der Festung zu decken."

Der Zar wendete sich ab und sank in einen Stuhl vor seinem Arbeitstisch. Es war, als könne er die Nachricht nicht fassen; er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte laut.*) Endlich stöhnte er: „Geschlagen! Meine Soldaten auf der Flucht! Die russische Armee geschlagen und flüchtig!"

Der Körper des Kaisers schüttelte sich wie im Fieber. Stumm und regungslos stand der unglückliche Major an der Thür und sah die Verzweiflung des Monarchen. Nikolaus schien seine Anwesenheit ganz und gar vergessen zu haben. Endlich fiel sein Auge auf ihn. Er erhob sich leichenblaß und mit zusammengebissenen Zähnen, trat auf Apraxin zu und riß ihm die Epauletten von den Schultern.

„Du bist Gemeiner von heute ab," sagte er. „Nach Sibirien mit Dir! Nie wieder will ich den Menschen sehen, der mir diese Nachricht gebracht hat."

Damit öffnete er die Thür und befahl dem Adjutanten: „Diesen Degradirten nach Sibirien, sofort!" Dann trat er in das Zimmer zurück und schloß sich ein, ohne bis zum nächsten Tage Jemand den Zutritt zu gestatten. Kein Familienglied wagte es, den verzweifelten, über sein Unglück und seine Niederlage halb wahnsinnig gewordenen Kaiser zu stören, keine Nahrung nahm er zu sich, man hörte nur sein Stöhnen und Schluchzen. Eine lautlose Stille herrschte in der Nähe seines Arbeitszimmers, denn Jeder zitterte bei dem Gedanken, den Kaiser zu stören und seinen fürchterlichen Zorn in diesem Augenblicke auf sich zu laden.

Leichenblaß, außer sich über die Entehrung, die ihm zugefügt worden, war Apraxin in das Vorzimmer zum Adjutanten getreten. Dieser drückte ihm stumm die Hand, führte ihn dann aber vorsorglich durch eine Reihe von Zimmern hinweg aus der Nähe des zürnenden Monarchen.

„Verzweifeln Sie nicht!" tröstete er Apraxin. „Der Kaiser wird sich besinnen. In seiner

*) Historisch, wie der ganze Vorgang.

ersten Aufwallung hat er Sie degradirt: er wird daran denken, daß Sie unschuldig sind, und wird Ihnen Genugthuung geben."

„Niemand kann sie mir geben," sagte Apraxin. „Der Kaiser hat mir die Epauletten abgerissen und mich entehrt. Ich habe eine Bitte an Sie, wenn Sie die Bitte eines Geschändeten und vom kaiserlichen Zorn Getroffenen anhören wollen. Sehen Sie zu, daß meine Frau die Erlaubniß bekommt, mir nach Sibirien zu folgen. Ich will sie jetzt nicht aufsuchen; sie würde zu sehr erschrecken, wenn sie mich so sehen würde. Sie wird das Unglück noch früh genug hören."

„Ich werde Ihren Wunsch gerne erfüllen," sagte der Adjutant. „Geben Sie die Hoffnung nicht auf! Sowie sich der Zar beruhigt hat, werde ich ihm von Ihnen sprechen und ihm Ihre Bitte vortragen. Zu Ihrer Frau dürfen Sie auch jetzt nicht gehen. Ich muß Sie sogleich dem Gouverneur übergeben, der Sie ohne Verzug nach Sibirien transportiren läßt. Sie wissen, der Zar befahl: Sofort."

Der Adjutant schrieb den Befehl an die Kommandantur, und eine Viertelstunde später wurde der ehemalige Major Graf Apraxin in derselben Kibitke, in der er als Kurier angekommen war, als Gefangener auf den Weg nach Sibirien gebracht.

Es war ein Glück, daß der Gouverneur von Petersburg wußte, aus welcher Veranlassung Apraxin degradirt und verbannt worden war. Auch er glaubte nicht daran, daß die Strafe zu Recht bestehen bleiben würde; er kannte den Zaren Nikolaus genau und wußte, daß es ihm schon binnen kurzer Zeit leid thun würde, einen Unschuldigen derart behandelt zu haben. Er befahl daher, den Transport Apraxin's so langsam als möglich einzurichten.

„Es hat doch keinen Zweck," bemerkte der Gouverneur lächelnd, „Sie werden doch wieder zurückgeholt, und dann ersparen wir uns und Ihnen Mühe und Arbeit. Verlassen Sie sich darauf, der Kaiser ist gerecht; er wird Sie für das, was er Ihnen in der ersten Aufwallung angethan hat, entschädigen."

In langsamen Tagereisen wurde der Gemeine Apraxin befördert. Wie üblich, brachte man ihn in einer Kibitke bis nach Nowgorod; dann mußte er sich zu Fuß auf den Weg machen. Zusammen mit anderen Verbannten, mit politischen Verbrechern, mit Räubern und Mördern, mit unschuldigen Frauen und Kindern, die ihre Angehörigen in die Verbannung begleiteten, zog er auf staubigen oder entsetzlich schmutzigen Wegen dahin. Die Verpflegung unterwegs war elend, der Aufenthalt in den überfüllten Stationen, wo die Gefangenen übernachten durften, fürchterlich, denn die Räumlichkeiten waren verfallen, eng, voll Ungeziefer und überfüllt von Menschen.

* * *

Schon war der unglückliche Apraxin in Perm angelangt, als endlich ihn der Befehl erreichte: der Major Graf Apraxin sei sofort wieder nach Petersburg zurückzubefördern.

Apraxin hatte also auch seinen Rang und Titel wieder erhalten.

Die Rückreise vollzog sich viel schneller, als die Hinreise, denn ein Major reist eben anders, besonders wenn er Kurierpferde hat, als ein zum Gemeinen degradirter Verbannter.

Zwanzig Tage nach seiner Rückberufung stand Apraxin wieder vor dem Zaren. Apraxin erschrak aber, als er den Monarchen sah. Das Auge des Kaisers, mit dem er sonst Alles beherrschte und vor sich beugte, war trübe und matt, das Gesicht wachsbleich. Die ganze Haltung zeigte Erschöpfung und Niedergeschlagenheit; selbst seine Stimme klang matt und so weich, wie sonst nie zuvor. Die furchtbaren Nachrichten von dem Zusammensturz aller seiner Hoffnungen, der Eintritt der für ihn unfaßbaren Thatsache, daß sein Heer geschlagen und der Krieg voraussichtlich verloren sei, hatten, wie sich später herausstellte, in Wirklichkeit das Herz des Zaren Nikolaus gebrochen.

Langsam trat er auf Apraxin zu und sagte: „Dein Anblick weckt auf's Neue Trauer und Schmerz in mir; ich fürchte, auch mein Anblick ist Dir nicht angenehm."

Apraxin sah zu Boden und schwieg. Der Zar verstand diese Antwort wohl.

„Ich kann es mir denken," sagte er. „Du willst mir nicht verzeihen, was ich Dir gethan habe, und ich gebe zu, es war Unrecht. Ich habe mich übereilt. Aber ich will Dich nicht mehr sehen. Geh in das Ausland. Du kannst Deine Einkünfte dort beziehen, und damit Du nicht zu Schaden kommst, habe ich Dir noch ein reichliches Jahrgehalt anweisen lassen. Bleibe fern von hier, bis ich todt bin, und kehre dann zurück, wenn Du willst. Geh, Dein Anblick ist mir unerträglich. Verlaß Petersburg noch heute und werde glücklich. Wenn Du kannst, verzeihe mir und habe Mitleid mit Deinem Zaren, dem Du die unglücklichste Nachricht seines Lebens gebracht, dem Du das Herz gebrochen hast."

— — — — — — — — — —

Apraxin nahm seinen Aufenthalt im Auslande und blieb auch dort, als Nikolaus am 18. Februar 1855 starb.

Seinen Tod hat der Zar Nikolaus, wie man allgemein annimmt, selbst verschuldet, indem er sich trotz des Abrathens seiner Aerzte eine schwere Erkältung zuzog, die tödtlich für ihn werden mußte. Im einfachen Rock hielt er im Februar fortwährend Truppenbesichtigungen im Freien ab, bei denen er sich stets auf's Neue erkältete und schließlich den Tod holte.

Er konnte es nicht ertragen, sein ganzes Werk, das die Welt das „System Nikolaus" nannte, zusammenstürzen zu sehen, und starb als ein gebrochener Mann, nachdem er die Regierung seinem Sohne, dem späteren Alexander II., übergeben hatte.

Am 11. September 1855 fiel Sebastopol, und Kaiser Alexander II. beeilte sich, Frieden zu schließen.

Erst im Jahre 1859 kehrte Graf Apraxin, der im Hauptquartier Gyulay's den italienischen Feldzug mitgemacht, nach Petersburg zurück.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Abgekürztes Verfahren.** — Vor mehreren Jahren weilte ich während meiner Streifzüge lange Zeit in einem der größten Silberbergwerksdistrikte Südkaliforniens. Von einer großen Bergwerkskompagnie als Essayer (Chemiker) angestellt, bewohnte ich eine kleine Bretterhütte in wilder, zerklüfteter Gegend. Nur wenige Schritte von mir entfernt lag das „Lodginghouse" der Gesellschaft, in welchem die Minenarbeiter, etwa sechzig an Zahl, untergebracht waren. Unter diesen Leuten befand sich ein schmucker, junger Schwede, der den wenigen Schönen des nahe gelegenen Minenstädtchens mehr oder weniger den Kopf verdreht hatte; Jede wollte ihn durchaus für sich kapern. Doch Ralsen war wählerisch, ließ die Mehrzahl schmachten und erkor sich die Schönste der Schönen, die in einem Restaurant als „Mamsell" fungirte. Ella, deren Vater eine weit entlegene Farm besaß, fühlte sich glücklich in dem Besitz des Auserwählten, mit dem sie nach wenigen Monaten den Bund für's Leben zu knüpfen gedachte.

Der Brautstand mochte etwa sechs Wochen gedauert haben, als Ella die Wahrnehmung zu machen glaubte, daß ihr Geliebter sie zu vernachlässigen begann. Sie ließ Ralsen gegenüber jedoch nichts von ihrem Argwohn merken, sondern zog es vor, im Stillen zu beobachten, ob es mit der so oft und heilig betheuerten Liebe schon bergab gehe.

Wenn der junge Nordländer angenommen hatte, eine innige und unwandelbare Zuneigung zu dem Mädchen zu besitzen, so ließ ihn der längere Verkehr mit demselben in der That mehr und mehr erkennen, daß er hier einen Fehlgriff gethan, er lernte einsehen, wie Ella ihm keineswegs eine passende Frau zu werden versprach. Die Sache kurzweg rückgängig zu machen, schien ihm indeß nicht räthlich, denn die Amerikanerinnen sind eigen geartete Geschöpfe und wissen sogar mit dem Sechsläufer umzugehen, daher glaubte er in dem allmälig zur Schau getragenen Kälterwerden den richtigsten Weg gefunden zu haben, demnächst wieder ein freier Mann zu sein. Aber auch dieses Manöver führte nicht zum Ziel. Allmälig reifte nun in dem Bräutigam der Entschluß, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Unter den Kollegen Ralsen's befand sich ein Irländer, der vormals sein Rivale bei Ella gewesen war, sich aber zurückgezogen hatte, als er sah, daß sein Werben hoffnungslos. Dieser Sohn der „grünen Insel" hatte auf den Bevorzugten seitdem argen Groll geworfen, der sich steigerte, als er wahrnahm, daß derselbe offenbar seine Braut zu vernachlässigen anfing. In ihrer jetzigen Lage kam es Ella ganz gelegen, daß der Irländer mitunter wieder vorsprach, konnte sie ihn ja sehr gut als Spion gegen den Bräutigam verwenden, dessen Benehmen von Tag zu Tag kühler und gemessener wurde.

Ralsen hatte einen Bruder in Colorado, mit dem er seit Kurzem in Briefwechsel getreten war; dies wußte der Irländer, und daher paßte er genau auf, wenn Briefschaften von dort eintrafen. Da eines Tages kam eine Karte an den Schweden, welche nur die Worte enthielt: „Ich erwarte Dich heute über vierzehn Tage, Beschäftigung gibt es hier genug." Durch Zufall erlangte der Irländer Kenntniß von dem Inhalt der Korrespondenz, die in Abwesenheit Ralsen's von dem Briefboten auf dessen Bett gelegt war. Brühwarm überbrachte der Spion noch selbigen Abends diese Nachricht der Dame seines Herzens, es ihr überlassend, was sie unter diesen Umständen unternehmen wolle. Im Stillen mochte er sich wohl der Hoffnung hingeben, daß er nunmehr an die Stelle des Treulosen treten werde. Als der Bote, dessen Bericht sie übrigens nicht unvorbereitet traf, fort war, überlegte Ella nur einen Moment, dann setzte sie sich und schrieb ihrem Vater die folgenden Zeilen: „Ralsen will mir durchbrennen, ich lasse das nicht zu und hoffe, daß Du und Bruder Alfred in spätestens acht Tagen hier seid, um dem Wortbrüchigen einen dicken Strich durch die Rechnung zu machen."

Als Ralsen das nächste Mal erschien, that seine Braut völlig unbefangen, und nimmer hätte er geahnt, daß sie in seinen schwarzen Plan eingeweiht war, viel weniger aber noch, daß von ihr ein bei Weitem schwärzerer ersonnen worden.

Am sechsten Abend schon nach Ella's Schreiben trafen ihr Vater und dessen erwachsener Sohn im Städtchen ein.

„Sind eure Pferde noch frisch genug," wandte sie sich an ihre Verwandten, „um bis in's Minenkamp und von dort etwa sieben Meilen nach dem Sitze des Friedensrichters zu traben? Ist dem so, dann habe ich hier zwei weitere Pferde zur Disposition, und der Vergeltungsritt kann alsbald vor sich gehen!"

„Unsere Thiere halten schon noch aus," erwiederten Beide, „zumal es sich hier um einen gerechten Strafakt an einem Treulosen handelt!"

Nach kaum einer Viertelstunde saßen Ella und ihre Begleiter zu Pferde, ein viertes gesatteltes Roß mit sich führend. Vorher hatten sich alle Drei vergewissert, daß ihre Revolver in bestem Stande sich befanden.

In eben dieser Nacht saß ich, da ich der großen Hitze wegen nicht zu schlafen vermochte, eine Pfeife dampfend vor meiner Hütte, als ich in der Ferne Pferdegetrappel vernahm, welches sich dem Platze näherte. Gleich darauf sah ich mehrere Reiter vor das „Lodginghouse" biegen und an dessen Eingang Halt machen. Auch von den Insassen desselben waren noch Einige wach, die sich vor der Thüre unterhielten; an diese wandten sich die Ankömmlinge mit der Frage, ob Ralsen anwesend sei, den man unverzüglich sprechen müsse.

„Er liegt schon längst im Bett," antwortete einer aus der Gesellschaft, „ich werde aber sofort gehen und ihn herholen."

Der unerwartete nächtliche Besuch brachte natürlich alle Hausbewohner auf die Beine, die neugierig waren, was man von ihrem Kollegen Ralsen wolle. Als dieser, aus dem Schlafe geweckt, erfuhr, daß mehrere berittene Personen, darunter eine Dame, ihn zu sehen wünschten, mochte das böse Gewissen in ihm sich regen, und er suchte nach einem Vorwande, um sein Erscheinen zu verzögern, offenbar in der

Absicht, sich in der Dunkelheit seitwärts in die Büsche zu schlagen und zu verschwinden. Dies wäre ihm möglicherweise gelungen, wenn nicht die Augen des Irländers jede seiner Bewegungen scharf überwacht hätten, was dem somit in die Enge Getriebenen keineswegs entgehen konnte.

Mittlerweile ward der alte Farmer draußen ungeduldig, und er forderte stürmisch das Herauskommen des Gesuchten. Diesem blieb schließlich nichts Anderes übrig, als diesem energischen Wunsche zu willfahren, obwohl sein Inneres ihm zuflüsterte, daß er einem höchst unangenehmen Rencontre entgegengehe. Etwas unsicheren Schrittes trat er aus dem Hause, empfangen von den drei Ankömmlingen, die mit erhobenem Revolver ihm bedeuteten, augenblicklich das leere Handpferd zu besteigen. Auf seine Frage, was dies bedeuten solle und was man mit ihm vorhabe, ward ihm keine Antwort, nur ein verdächtiges Hähneknacken ließ sich vernehmen.

Nalsen, der lange genug in Amerika war, um zu wissen, daß man dort für gewöhnlich sehr wenig Federlesens mit einem Menschenleben zu machen pflegt, wurde durch diese dringliche Aufforderung vermocht, sich sofort in den Sattel zu schwingen. Kaum saß er im Sattel, so ging die Kavalkade los; die beiden Männer nahmen ihn in die Mitte, Ella, die kein Wort gesprochen, folgte, und im schlanken Trabe schlug man die Richtung nach der Stadt ein. Die Ankunft daselbst erfolgte gegen zwei Uhr Früh, als Alles noch im besten Schlafe lag. Dies bildete jedoch keinen Hinderungsgrund, Alarm zu schlagen und die Amtsperson herauszutrommeln, deren man bedurfte. Vor die Wohnung des Friedensrichters reitend, ward dort so vernehmlich angepocht, daß dieser schon nach Sekundenfrist die Nase zum Fenster hinaussteckte und mürrisch fragte, weshalb man seine Nachtruhe störe. Der Farmer erklärte nun in kurzen Worten dem Manne des Gesetzes, seine amtliche Beihilfe sei hier ohne Aufschub geboten, da ein zur Stelle befindliches Pärchen unter keiner Bedingung länger als fünf Minuten warten würde, um in Hymens Fesseln geschlagen zu werden. Der Vollzieher des standesamtlichen Aktes erklärte unwirsch, daß ihm die Zeit zur Vornahme einer derartigen Amtshandlung nicht geeignet erscheine. Hiermit wollte er das Fenster schließen und sich zurückziehen, doch hinderte ihn der alte Farmer, der durchaus kein Freund vieler Worte war, daran, indem er seinen starken Stock zwischen Fensterflügel und Füllung steckte. Zugleich faßte er nach dem Sechsläufer und erklärte, man werde ihn, den Friedensrichter, unbedingt auf der Stelle niederknallen und ihm die Bude über dem Kopfe anzünden, wenn er nicht sofort daran gehe, eine regelrechte Kopulation vorzunehmen; man wolle ihn, der sich anscheinend noch im Negligé befinde, keineswegs in der Wohnung stören, vielmehr könne die ganze vorgeschriebene Prozedur recht gut vom offenen Fenster aus erledigt werden.

Der Vertreter des Gesetzes wußte, daß ein Hinterwäldler keinen Spaß verstehe, und dieserhalb erachtete er es für rathsam, sich den Forderungen des Mannes anzubequemen, zumal dergleichen Leute mit einer klingenden Vergütung nicht zu geizen pflegten. Hatte sich die hohe Obrigkeit dem Willen seines Schwiegervaters gefügt, so bestand für Nalsen noch viel weniger Veranlassung, den Widerspenstigen zu spielen, denn die Mündung des Revolvers war von ihm noch um einige Fuß weniger entfernt, als von dem aus Morpheus' Armen jäh gerissenen Friedensrichter.

In noch nicht zehn Minuten waren die ganzen Formalitäten erledigt, und noch kürzer gestaltete sich der Abschied, den Herr und Frau Nalsen von den sich wieder auf den Heimweg begebenden Trauzeugen nahmen.

Nächsten Tages schon reiste Nalsen, der gepreßte Gatte, zu seinem Bruder nach Colorado, aber in Gemeinschaft Derjenigen, der er, wenn auch nur gezwungen, seinen Namen gegeben hatte. [v. B.]

## Humoristisches.




Auch eine Kost.

Prinzipal (zum Gehilfen): Da hört doch Alles auf, das dulde ich nicht länger, Feierabend! Sie knabbern die Bleistifte an, kauen die Federhalter und lecken die Tinte. Denken Sie denn, ich habe Sie mit voller Kost engagirt?



Mißverstanden.

Polizist: Wissen Sie denn nicht, daß hier im Schloßgarten die Hunde an der Leine geführt werden müssen? Wie ist der Name?
Herr (ängstlich): Pitti heißt das Thierchen.

**Spirituosen.** — Als nach der Schlacht bei Ligny im Juni 1815 der Wundarzt den verletzten General v. Mürben mit einer Flüssigkeit einreiben wollte, fragte dieser, was das wäre.

„Es sind spirituosa," antwortete der Arzt.

„So?" rief Mürben, „Auswendig hilft das Zeug nichts!" Dabei riß er ihm das Glas aus der Hand und trank dessen gesammten Inhalt aus. [E. K.]

### Bilder-Räthsel.




Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des kabbalistischen Zeichen-Räthsels in Nr. 12:

Die unter dem Bilde Mephisto's befindlichen Zeichen entsprechen den Buchstaben der Ueberschrift: MEPHISTO, wonach jeder Buchstabe dieses Wortes sein bestimmtes Zeichen erhält. Man braucht dann nur alle diese Zeichen in den beiden Kreisen durch ihre entsprechenden Buchstaben zu ersetzen und erhält nach Ablesung in der Pfeilrichtung im inneren Kreis die Worte: „Zu Gott hinken die Leute", im äußeren Kreis: „Zum Teufel laufen sie."

### Logogriph.

Ich schwebe rasch durch's Luftrevier
Mit meiner Brüder Schaar;
Es prangt in bunter Farbenzier
Mein zartes Flügelpaar.

Wenn ihr mein erstes Zeichen streicht,
Wünscht Mancher Tag für Tag,
Daß er mich einst so hoch erreicht,
Als nur ein Mensch vermag.

Doch wenn ich dann gekommen bin
In ungeahnter Eil',
So sehnt er sich mit trübem Sinn
Nach meinem Gegentheil. [C. Leo]

Auflösung folgt in Nr. 14.

### Buchstaben-Räthsel.

Allabendlich zur Stadt zu wandern,
Hält Regen mich nicht ab, noch Schnee;
Der weite Weg schreck' einen Andern,
Mir ist's mein Lieb ja stets mit **e**,
Nicht tausch' ich, drückt sie mir die Hand,
Mit dem mit **a** im Ungarland. [E. Miiius.]

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösungen von Nr. 12: der Charade: Faulpelz; des Scherz-Räthsels: Friese — Riese.



Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung** (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.